

1

Wer Gott Vertrauet Der Hat Wol Gebauet Christophorus Mattenberg Hat Dis Hus Ge- bauet Anno 1582

Es war das letzte Kino in der kleinen Stadt, und es lag im Sterben.

Sein bevorstehender Tod verschlang immer schneller die Pächter. Jetzt versuchte sich ein junger Kurde, dessen Vater mit einem Wanderkino über die kargen Dörfer Anatoliens gezogen war, bis das türkische Militär alles zerschlagen hatte: einen Teil der Dörfer, die er vom Frühjahr bis zum Herbst zu besuchen pflegte; den Projektor auf dem rostigen Ford Transit; den Ford Transit selbst; und gleich noch den Vater dazu, der stets so verwegen gewesen war, auf seiner Schulter einen kleinen Papageien zu hüten - ein ansonsten eher schläfriges Exemplar, ein Piepmatz fast nur, der aber beim Anblick von Uniformen jeder Art laut, krächzend und sehr unflätig zu fluchen begann.

Da war sein Sohn in einem einzigen atemlosen Anlauf bis in die Südspitze Niedersachsens gerannt.

Hier gab es dichte Wälder von einem nie zuvor gesehenen, dunklen Grün. Die Flüsse Fulda und Werra, die sich zur We-

ser vereinigen. Das Bilderbuch einer kleinen Stadt aus Fachwerk, dessen Balken im Sommer knacken und wunderliche Geschichten erzählen. Wirklich, diese Stadt schien ewigen Frieden zu atmen. Freunde betrieben hier eine Dönerbude, in der er seine Braut fand. Schön war sie, wogend wie ein Kornfeld und hatte siebenundzwanzig Sommersprossen auf der linken Pobacke, die er Nacht für Nacht zählte.

Ach Schnuffi sagte sie bald, als spräche sie mit einem zugelaufenen Hund, *der Schweinehirt stinkt immer nach Nuknuk, und mit Döner riechst du ewig nach Imbissbude. Denk lieber an deinen Vater. Wir legen zusammen und pachten das Apollo-Kino, auch wenn es stirbt. Es ist ein schönes Kino. Mit Logen, einer Empore und roten Sesseln. Im Sommer knacken die Balken und erzählen Geschichten. Und vielleicht lebt es mit uns noch ein wenig.*

Fred hatte die beiden nicht groß überreden müssen, die neueste Produktion seiner Kleinfirma *Kowalskifilm Köln/Lima* ins Programm zu nehmen. Der Film *Der lange Marsch der Bergarbeiter der Silbermine Cavero Cairo* war sein Vermächtnis, das er nach über zwanzig Jahren Exil seinem Gastland Peru hinterlassen hatte.

Obwohl in großen Teilen nichts als eine Dokumentation über Bergarbeiter aus den Anden, die abgerissen, kleinwüchsig, auf Sandalen aus Autoreifen mit ihren Familien in die ihnen fremde Hauptstadt ziehen und dort in Raten an Schlagstöcken, Kugeln, mitgeschleppten und neuen Krankheiten sterben, konnte der kleine Verleih gar nicht genug Kopien zur Verfügung stellen. Vor den Kinos in Lima bildeten sich lange Schlangen. Es war ein Andrang von Hungrigen, als seien bislang geheim gehaltene Aufnahmen von Marilyn Monroe

aufgetaucht, die sich im burgunderroten Negligé über den amerikanischen Präsidenten beugt -

aber wenn die Zuschauer das Kino verließen, das sie mit aggressivem Drängeln betreten hatten, waren sie andere. Viele schienen in tiefes, abwesendes Nachdenken versunken und stolperten bei den ersten Schritten. Manche waren zu Tränen gerührt und hielten sich an den Händen. Immer wieder kam es vor, dass sie erst im Weitergehen entdeckten, eine ganz fremde Hand zu halten und dass ihnen die vor dem Kino in der Schlange noch völlig unbekannt Person jetzt folgte wie angetraut. Denn alle hatten inmitten der amerikanischen Konserven, die ihnen ansonsten die Fernsehkanäle und Kinos boten, endlich einmal ihr eigenes Land und sich selbst gesehen. Und wenn sie dazu zwanzig Jahre lang einen deutschen Filmemacher an ihrer Brust hatten nähren müssen, war es gut. Dann hatte es eben so ein Ausländer sein gemusst, der ihnen jetzt eine Stunde und 38 Minuten lang zeigte, wer sie wirklich waren.

In seinem eigenen Land aber interessierte sich kaum jemand für Fred Kowalski. Und für sein filmisches Vermächtnis schon gar nicht. Alles, was er je hier gemacht hatte, war vergessen; und auf das, was er noch machen würde, gab es keinen Kredit. Selbst Freunde und Frauen und auch Feinde erinnerten ihn kaum noch. Der *Westdeutsche Rundfunk* in Köln, in dem er einst als Stümper begonnen und zunächst auf Kosten der Hörer und Seher gelernt hatte, winkte ihn und seinen in Peru spektakulären Film nur müde durch wie den letzten Läufer eines Marathon, dessen Spitze bereits im Jahr zuvor mit zwei klapperdürren Kenianern durchs Ziel gegangen war. Der Süden war zur Zeit kein Thema. Und natürlich auch Bergarbeiter aus den Anden nicht, die geblendet

ins Licht der Küste blinzeln und deren Lungen pfeifen wie verschreckte Mäuse.

So lernte Fred als erstes bei seiner Rückkehr, wie reich das Land geworden war. Und wie selbstsicher. Die Wenigen, die sich nicht bloß für die eisigen Höhenmeter der Anden und die Großbauten der Inkas interessierten, sondern auch für die heute erbärmlich in den Tälern siedelnden Menschen, schienen hier so deutlich am Rande zu leben, dass sie jeden Augenblick vom vollen Teller herunterzufallen drohten. Oder beiläufig, reflexhaft erschlagen zu werden wie Fliegen, die beim Mittagsschlaf stören.

Erst nach ein paar weiteren, noch unsicheren Schritten in seinem jetzt wieder eigenen Land begann er zu ahnen, in welcher Krise alle gerade steckten. Dabei halfen ihm jene Zeilen, die ihm sein Ersatz-Großvater Egbert Poggenpohl als eine Art Reiseführer nach Lima geschickt hatte.

Dieser Wahl- oder Ersatz-Großvater schrieb nach wie vor wie ein Besessener, obwohl er mit manchem bereits mehrfach in heftige Turbulenzen geraten war. Aber er veröffentlichte nichts mehr, um nicht neuerdings als Giftmischer verleumdet zu werden, hielt er selbst doch alles für den Ausfluss seines reinen, liebenden Herzens. Und sollte er tatsächlich einmal seinen Patienten, also seinen wenigen Lesern geringfügige Mengen an Gift appliziert haben, so war es in homöopathischer Dosierung geschehen und im Einklang mit allen Gepflogenheiten der Aufklärung:

Denk daran, mein Junge - wir waren an den Reichtum gewöhnt wie an einen stetigen Strom warmer, süßer Milch. Wirklich, ich scheue mich es hinzuschreiben: wie die Frauen

des leicht exzentrischen Königs Rumanika vom oberen Lauf des Nil waren wir, die durch den stetigen Strom der Milch so fett gehalten wurden, dass sie nur noch wie Robben auf dem Boden ihrer Hütten watscheln konnten. Und jetzt stockt der Strom der Milch.

Fünf Jahrzehnte lang haben wir von fremder Hand gefertigte Pläne studiert und nach ihnen an unserem Haus der Demokratie gebaut. Wir haben dieses Haus mit allen Sicherheitsvorkehrungen ausgestattet, die den Ingenieuren und Tüftlern einfielen; denn nur so glaubten wir, die Dämonen der Vergangenheit bannen zu können. Dabei war unser Haus zu einer Festung geworden, und aus Versehen hatten wir uns darin eingemauert. So waren wir die Gefangenen unserer eigenen Vorsicht, unseres Dranges nach neuerlicher Anerkennung als Demokraten und immer noch die unserer früheren Schuld geworden. Denn wir erinnerten sie nicht. Wir ließen sie sorgfältigst und teuer aufarbeiten, in Leder gebunden für die Auslandsvertretungen und die Reisen des Bundespräsidenten, als Volksausgabe geleimt für ein Volk, das gar nicht las. Und statt sie zu erinnern, ließen wir ihrer bloß gedenken zu festgelegter, feierlicher Stunde. Dabei wohnte Hitler mit in dem Haus, Himmler und Goebbels hatten sich rechtzeitig Nachschlüssel besorgt und Farbige, soweit keine begnadeten Ballkünstler, waren immer noch Neger. Und jetzt müssen wir auch noch erkennen, dass es Gefangenen verdammt schwer fällt, täglich frisches Geld für die Brötchen zu verdienen. Außerdem fallen uns neben unseren Frauen die Zähne aus. Den Frauen natürlich auch. Und Ersatz ist bannig teuer.

Hopla, hatte sich Fred da gesagt: diese Not bedeutet Schiffbruch oder Kurswechsel. Für einen Rückkehrer, der hier

nach über zwanzig Jahren wieder ankommen will, könnte das jener Türspalt sein, in den er wenigstens den Fuß kriegt. Spätere Zuneigung nicht ausgeschlossen. Um nicht gleich, wie der Heiratsschwindler, überstürzt und voller Hintergedanken von Liebe zu reden.

Deswegen hatte er die Pächter im *Apollo-Kino* gebeten, seinen letzten Film ins Programm zu nehmen. Allein dieses Kino hier war eine Verknüpfung: hatte er in ihm doch als Junge, der frisch aus dem längst polnischen Schlesien geflüchtet worden war, seiner erblindenden Großmutter die Filme erzählt - den *Tiger von Eschmapur*, der nach dem Gefängnis der Kriegsjahre mit Sandelholz, Saris und Mahara-dschas lockte. Aber auch den ersten deutschen Tonfilm *Der blaue Engel* von 1930, der später nicht mehr gezeigt wurde, weil Marlene Dietrich ihr Talent und ihre Beine erst an ihren Juden von Regisseur und dann an die Alliierten verraten hatte. Oder die Olympiafilme *Fest der Völker* und *Fest der Schönheit*, für die Leni Riefenstahl als Regisseurin gefeiert worden war - wenn sie nicht doch noch als »Reichsgletscherspalte« verspottet wurde, die sie mit ihrer Führertreue, ihrem Propagandafilm *Triumph des Willens* und ihrer ungebrochenen Uneinsichtigkeit freilich auch immer blieb. Und noch immer wurde darüber gerätselt, ob sie dem Ansturm des Fauns Goebbels bei einem nächtlichen Ausflug in den Grunewald erlegen war oder ob sie mit Hitler geschlafen hatte, um den Bau des eigenen Studios in Berlin-Dahlem zu beschleunigen.

Hier ist es gut, hatte Fred sich gesagt: hier will ich mit dem Ankommen beginnen. In dieser kleinen Stadt des südlichen Niedersachsen, wo immer das warme Dämmerlicht der Provinz herrscht. Und die Zeit verzögert nur verrinnt: als Echo

bloß auf die in der Luft nachzitternden Schläge vom Turm der St. Blasii.

In Hann.Münden will ich mit Insassen des Altenheimes, in dem seit kurzem auch mein Ersatz-Großvater lebt, gestreift vom Frost eines ersten Schlaganfalles, den letzten Film meines Lebens drehen. Einen kleinen Film, der vom Sich-erinnern handeln wird. Von Mamas, die früh sterben. Von Mamas mit einem Dimmer im Kopf. Von einer Großmutter, die im Flüchtlingslager gezwungen wird, ihren gewaltigen, nie zuvor ausgestellten Körper öffentlich zu entkleiden. Von der geschlechtslosen Schönheit Marlene Dietrich und der talentierten Vorturnerin Leni Riefenstahl. Von mir selbst mit einem Kinderrucksack und einem kilometerlang nachhallenden, polnischen Fluch im Rücken. Von den vermoderten Knochen sämtlicher Opfer, die allenfalls noch durch Spezialisten von jenen anderer Säuger, von Schafen oder Kälbern etwa zu unterscheiden sind: alles das soll es einmal sein, mein letzter kleiner Film in diesem Kino hier, das stirbt. Ein Film, der zu erzählen versucht, was zu erzählen ich meinem Enkel Alexander noch immer nicht verstanden habe.

Und saß jetzt in Reihe fünfzehn auf rotem Polster dieses sterbenden Kinos, das selbst schon eine Geschichte des Kinematographen war. Es roch nach uraltem Holz, Karamelbonbons in brauner Tüte, staubigem Vorhang, heiß gelaufenem Projektor und schmorendem Zellophan: die Gerüche seiner Kindheit, da er als Kinoerzähler der Großmutter Lucie Kowalski ins haarige Ohr geflüstert hatte, in dem sie gelegentlich mit einer Stricknadel vorsichtig und genussvoll nach Schmalz stocherte.

Dazu gehörte das schwere Parfum der Kinobesitzerin, seiner Tante Katie Kowalski, die mit der Stimme einer Buschtrom-

mel, mit feuerroten Haaren und tiefem Ausschnitt an der Kasse saß. Und immer mit einem grünen Samtband um den Hals. Das erzählte jedem die Geschichte des Erwin Rodewaldt, alkoholkranker Sohn des Friseurs Jochen Rodewaldt aus der Hinterstraße 9, der sie am 17. August 1952 während der Spätvorstellung von *Der blaue Engel* mit einem Taschenmesser bedrohte, um sie in der engen Kassenkabine zum Beischlaf zu nötigen.

Aber Katie Kowalski war keine Frau, die sich schnell einschüchtern ließ. Nicht von einem Taschenmesser und auch nicht von den Begehrlichkeiten des angetrunkenen Sohnes eines Friseurs aus der Hinterstraße 9.

Katie genoss im Hochsommer gern ihren Körper, die leicht feuchte Haut ganz ohne Höschen. Sie schlug den Rock hoch, spreizte die Beine und hielt diesem Erwin Rodewaldt ihr nacktes, ausrasiertes Geschlecht entgegen. Katie, die zu diesem Zeitpunkt schon viele Männer und auch einige Frauen gezähmt hatte, hielt es ihm hin wie eine Waffe und sah ihn fest an. Erzählte sie immer wieder, ohne dass es wie ein Märchen klang. Und der Depp war angesichts einer offenen Wunde, als Waffe auf ihn gerichtet, so verwirrt, dass er Katies Hals nur leicht mit dem Messer ritzte und verschwand, um später in einem Erdbeerbeet der Familie Drüke in der Bergstraße gefunden zu werden. Eine breite, rote Spur war ihm aus dem Mund getreten. Erst in der Notaufnahme ergab sich, dass es sich um Erdbeerbrei handelte. Und so schlief er auf dem weißen Leinen des evangelischen Vereinskrankenhauses seinen Rausch und seine tiefe Verwirrung friedlich aus.

Natürlich rochen jetzt, in der Erinnerung, auch Katies Stimme, die Haare und ihre großen, tief hängenden Brüste; denn

die Jugend hatte sich Fred vordringlich als Geruch erhalten. Und so roch er selbst die Masturbationen und Ejakulationen in den letzten Reihen, auf den besonders gepolsterten Logenplätzen, von denen sie als Schüler immer geträumt hatten, während sie in den vordersten Reihen auf blankem Holz saßen, Rasiersitz, 50 Pfennig, die Köpfe scharf in die Nacken gelegt und die Augen wie Pingpong-Bälle hin und her, hin und her, den ganzen Film lang hin und her wie Kinder, die in ein Riemengeschirr gezwängt worden sind.

In den Anden hatte sich der gewaltige Zug der über 1400 Männer, Frauen und Kinder der Silbermine Cavello Cairo in tief ziehenden Schneewolken bewegt. Ihnen voran fuhr Guido Vidal, der Co-Regisseur des Filmes in einem Lada Geländewagen, auf dessen Dach zwei Leichen verschnürt waren. Die hatten sie nicht den Wachleuten der Mine und der Polizei überlassen wollen. Sie würden beide noch beerdigen, bevor sie an die Küste kämen. Inzwischen mussten sie zwei willkürlich an einer Kreuzung Verhaftete und einen weiteren Toten beklagen, der auf der Panamericana von einem Lastwagen überfahren worden war. Aber sie konnten auch zwei Geburten feiern. Und sie bewegten sich im grellen Sonnenlicht der Pazifikküste, das jetzt den Saal des *Apollo-Kinos* füllte. Da sah Fred, dass die Frau schräg vor ihm intensiv und rhythmisch am Daumen lutschte.

Es war eine Ecuadorianerin, die zusammen mit zwei anderen Huren aus dem benachbarten Göttingen angereist war. Klein, schwarzhaarig und von dunkler Haut wirkten sie verloren in der kaum besetzten Vorstellung, die einzig ein paar Schüler besucht hatten; ein Kränzchen alter, freudig ob ihres Wiedersehens lärmender, weißköpfiger Damen, die für *Brot für die Welt* zu sammeln pflegten, wenn sie nicht gerade

töpfernten, verstreut lebende Kinder besuchten oder Domino spielten, wobei sie sich lächelnd und freundlich plaudernd beschummelten; zwei Vertreterinnen des evangelischen Altenheimes, die sehen wollten, ob sich die zu erwartende Zuchtlosigkeit dieses aus Peru rückgekehrten Filmemachers Fred Kowalski wirklich noch mit dem Maß ihrer Toleranz verträge. Und ein alter Herr saß hier, dessen äußerste Lebenswürdigkeit wenig Gutes ahnen ließ. Ein Mann vor dem Sündenfall. Sein noch immer glattes Gesicht, ein polierter Apfel, wurde selbst hier im abgedunkelten Kino von der Sonne eines Lächelns beschienen, die nie unterging. Mit Sicherheit würde er nachher Fred aufsuchen und ihn bestrahlen und ihm sein ganzes Herz schenken. Und ein kleines, selbstverfasstes, handgeschriebenes, von der vermeintlichen Unbegreifbarkeit des Holocaust handelndes Gedicht.

Das war hier das Publikum eines Filmes, der in Peru die Kinos randvoll füllte. Und schon hatte in Lima eine mit Fahrradspeichen bewaffnete Bande die ersten Schlägereien provoziert. Und war der kleine Verleih anonym bedroht und aufgefordert worden, das Machwerk zurückzuziehen, sonst würde den Zuschauern bald ein ganzes Kino um die Ohren fliegen. Und hatte Fred Drohanrufe erhalten, in denen das gebrochene Deutsch klang wie einzelne, sorgfältig gezielte Schüsse.

Niemand von den über 1400 Männern, Frauen und Kindern hat bislang das Meer gesehen. Der Film zeigt jetzt eine Gruppe, die kurz nach Sonnenaufgang am Pazifik entlang läuft. Diese Menschen sind klein, schmal und schwarzhaarig wie die drei Hürchen schräg vor Fred. Nur eine Frau mit langem Zopf und dem runden, gleichmäßigen, scheinbar alterslosen Mondgesicht der India ist dick: Maria Elena Jalape, die bei den Frauen das Wort

führt und die auch bestimmt, was abends in die großen Kessel für die gemeinsame Suppe kommt.

Das Hürchen, das am Daumen lutschte, hatte sich Fred als Rosario vorgestellt. Alle drei arbeiteten in der Bar eines Griechen. Sie waren ins *Apollo-Kino* gekommen, um ein Stück Heimat zu sehen, auch wenn es bloß ums Nachbarland ging. Tatsächlich bissen sich die beiden Länder wegen eines strittigen Streifens Regenwald wie Hund und Katze. Aber jetzt, in der Ferne, fielen sie friedlich in eins zusammen.

Ecuador ist weit weg. Hier spricht es keiner mit dem richtigen rrr aus. Immer kommt bei den Deutschen Ä-qua-toor heraus, und das klingt wie »alter Mann im Bett mit junger Frau«, hatte Rosario gesagt. Die beiden anderen kicherten und zeigten kleine, spitze, noch ganz weiße Zähne. Sie waren zwanzig oder zweiundzwanzig. Frische Ware.

Zwei der Kinder sind vorausgelaufen und kommen aufgeregt zurück. Weiter vorn liegt ein großes, graues Tier im Sand und schläft. Ein Elefant, sagt Huidobro Quispe, der Gewerkschaftssekretär, der neben Maria Elena auch gern etwas sagt. Auch er hat bislang weder das Meer noch einen Elefanten gesehen. Sie schleichen sich vorsichtig an, sammeln dabei Steine und machen sich dann, ruckzuck, über das große Tier her und schlagen es tot.

Da lutschte Rosario heftiger am Daumen. Der Zeigefinger steckte im Nasenloch. Damit bewegte sie gleichzeitig die Nasenspitze rhythmisch hin und her. Fred spürte eine erste, noch leichte Erektion.

Vor Tagen hat ihnen jemand ein ganzes, schon geschlachtetes Rind geschenkt, das in den Kesseln gelandet ist. Sie ha-